

Die Taufe.

Skizze aus Flandern von Christl Buhse.

Sie folgen der gemundenen gelben Landstraße zwischen dem schon vergilbenden Korn, in dem rote und blaue Blumen leuchten.

Der Pate, ein langer, magerer Herr mit hängenden Schultern und Stielzehen, frisch rasiert, braungebranntem, knochigem Gesicht unter der schwarzseidenen Kappe, knipst in der Mitte daher. Zu seiner Rechten geht die Patin — die Schwester der Wöchnerin —, ein prächtiges Mädchen mit langem, schwarzglänzendem Kapuzenmantel und buntfarbiger Spitzenhaube; zu seiner Linken schreitet die Barthelemy, unterteilt und klein, mit kurzen, raschen Schritten, ebenfalls im langen schwarzen Kapuzenmantel, mit einem Gesicht so gelb wie reifer Safer, zwei runden, lebhaften, hellblauen Augen unter einer weißen, gestärkten Haube, die ihr ganzes Haar und einen großen Teil der Stirne bedeckt. Weiter vorne, unter dem langen Zipfel der Mäntel versteckt, unsichtbar, nur wenn beim Gehen die Zipfel sich durch die Bewegung ein wenig lüften, kommt etwas Weißes zum Vorschein. Sie tragen die erst heute morgen geborenen Siebenmonats-Zwillingskinder in die Dorfstraße zur Taufe.

Längs der von Feldern, Baumgärten und Gehöften begrenzten Straße eilen bei dem Anblick des kleinen Zuges Männer und Frauen neugierig herbei.

Es ist denn wirklich wahr, Siebenmonatszwillinge, und die leben? Man fragt, man schreit, man schlägt vor Verwunderung die Hände auf. Und jedesmal halten die beiden Frauen an, lehnen sich mit dem Rücken gegen die Sonne, heben die Mäntel auf und lassen die Wichte ein klein wenig sehen, die so klein und nichtig in ihren weißen Bindeln daliegen, mit geschlossenen Augen und puppenhaften Gesichtern zwischen den langsam sich bewegenden Fingern. Dann decken sie mit einem geheimnisvollen Lächeln die Mäntelzipfel wieder darüber und folgen dem Paten weiter auf der Landstraße zwischen glänzenden Kornfeldern unter der glühenden Sonne, und sie breiten sich, um das Kirchlein zu erreichen, dessen spitiges Türmchen noch in ziemlicher Entfernung über die hohen Bäume hinausragt.

Plötzlich geht es durch den Körper der Barthelemy wie ein kurzer Stich.

Ein wunderbares, geheimnisvolles, innerliches Beben, wie wenn etwas stillsteht und plötzlich aufsteht, sich zu bewegen.

Nur die Dauer eines Wetterleuchtens hält sie selber still, bleich, mit wilden Augen, während ihr Mund sich öffnet, als wollte er einen Schrei von sich geben. Doch sie beherrscht sich instinktiv, sagt nichts, geht schweigend weiter neben dem Paten und der Patin, die nichts bemerkt haben.

So gehen sie zu Dreien eine Weile schweigend weiter. Ohne ersichtlichen Grund ist das Gespräch inzwischen plötzlich verstummt, ohne ersichtlichen Grund, wie in einer geheimen Seelenharmonie, heissen sie ihre Schritte unter der glühenden Sonne, zwischen den glänzenden Kornfeldern. Der schwarze Mantel der Patin raschelt an und zu unter ihrem flinken, kräftigen Schritt; der Pate wendet mit seinen langen Stielzehen von Zeit zu Zeit ein Sandwühlchen auf; die Barthelemy humpelt weiter mit kurzen, schnellen Schritten, das Gesicht sehr bleich, ängstlich garabazu narrend, die nervös bebenden Lippen halb geöffnet bei dem leuchtenden Lagen ihres Verflochtenes.

Sie sind nicht mehr weit vom Dorflein, in fünf Minuten werden sie die Kirche erreicht haben.

Aber... sieh da, schon wieder Leute vor der Türe, die sie zu sich winken und rufen, weil sie die Zwillinge sehen wollen. Und schon öffnet die Patin wohlwollend und gerührt ihren Mantel, als die Barthelemy fieberhaft errötet dazwischen tritt:

„Aber, nein, nicht mehr, es ist nun genug, wir haben keine Zeit mehr.“

Die Neugierigen protestieren, drängen weiter in sie. Die junge Patin macht dem dadurch ein Ende, daß sie ihren Säugling flüchtig sehen läßt. Die Barthelemy weigert sich allen Bitten gegenüber hartnäckig, den ihrigen sehen zu lassen. Sie zittert und trampelt mit den Füßen, ihre verdüsterten Augen flünden Schrecken und Jörn, sie eilt voraus, die anderen müssen beinahe eilen, um sie einzuholen.

Endlich kommen sie ins Dorf. Der Küster, der sie erwartet und vorbei hat gehen sehen, gefallt sich zu ihnen und geht dann, um den Pfarrer zu benachrichtigen. Sie steigen die zwei Stufen zum Kirchhof hinauf und stehen vor der verschlossenen Türe des Kirchleins.

Sie brauchen nur einen Augenblick zu warten. Sobald ist der Küster mit dem Pfarrer wieder zurück, und die Kirchentür wird geöffnet. Zusammen treten sie ein und bleiben hinten unter der Orgel vor dem Taufstein stehen, in dem kühlen Halbdunkel des hohen Mittelbogens, während der Geistliche sich in die Sakristei begibt, um sein Chorbuch anzuziehen. So, sie sind bereit. Das Taufbecken wird geöffnet, man kann beginnen. Wer zuerst?

„Du“, sagt mit heiserer Stimme die Barthelemy zu der Patin. Ihr ganzer Körper zittert vor Aufregung, der Schweiß perlt in diden Tropfen auf ihren Wangen. Ihr Gesicht ist freudig geworden, so weiß wie die gestärkte Mütze ihrer Haube; das Kind, das nichtig, kleine Wichte liegt wie Blei in ihrem Arm.

Die Feierlichkeit beginnt. Die Patin hat ihren Kapuzenmantel geöffnet, der Küster nimmt das Kind und hält es über das Taufbecken. Es wird mit lauem Wasser besprengt, es schreit ein bißchen und geistert vor Wüßwillen, als der Pfarrer ihm das traditionelle Prieschen Salz auf die Zunge legt. Es bekommt seinen heiligen Taufnamen, während der Pate und die Patin zusammen die brennende Wachskerze mit der Rechten halten.

Nun das zweite... Mit zitternder Hand hat die Barthelemy ihren Mantel halb geöffnet. Sie entblößt das Kind ein wenig, reicht es dem Küster und wendet den Kopf wie erschreckt auf die Seite. Bei dieser Bewegung taumelt sie, wie von einer Ohnmacht angewandelt. Durch einen raschen Griff nach ihrem Arm hält der Pate sie aufrecht.

Schon hält der Küster das Kind über das Taufbecken, als der Geistliche, plötzlich innehaltend, sich niederbeugt, um beim Schimmer der Wachskerze das Kind näher zu betrachten.

In dieser Haltung verharrt er einige Sekunden, als wäre er plötzlich erschreckt. Dann richtet er sich auf, schaut die Barthelemy entsetzt an und murmelt halblaut mit strenger Stimme:

„Das Kind ist tot! Wolltet Ihr mich ein abscheuliches Sakrilegium begehen lassen?“

Alle fahren verstört auf. Die Patin beugt sich mit einem heiseren Schrei über das Wichte, die Barthelemy lehnt fast leblos an dem eisernen Gitter des Taufsteins und antwortet, ohne Mut zu finden, nach dem Kinde zu blicken:

„Aber, nein, es ist nicht tot, es schläft nur, es ist unterwegs eingeschlafen, ich hab's gespürt.“

Zweifelnd beugt sich der Geistliche noch einmal über das Kindchen, schaut es aufmerksam an, berührt mit dem Handrücken leise das kleine Köpfchen. Dann richtet er sich wieder auf, feierlich und ergrünt, und verläßt, ohne noch ein Wort zu sagen, den Taufstein, mit einem Wink gebietend, daß man ihm zu folgen habe.

Alle gehorchen. Die Patin weint heiße Tränen; der Küster will das tote Kind der Barthelemy zurückgeben, die sich entsetzt zurückzieht und den heiligen Ort durch gewaltiges Schluchzen und Jammern profaniert:

„Aber, nein, ich will nicht, ich trau' mich nicht. Ich fürcht' mich, ich fürcht' mich. Ich hab's in meinen Armen sterben fühlen! Ich woz' auch sterben, wenn ich's nochmal tragen muß! Es ist verdammt! Es ist in der Höl! Es ist ungetauft gestorben!“

„Gib's mir, ich woz' fragen“, sagt der Pate.

Er nimmt die kleine Leiche in seine großen plumpen Hände, und sie verlassen die Kirche.

Und in der glühenden Julisonne lehren sie auf der gelben Straße zwischen den vergilbenden Kornfeldern, die wie zu einem Fest mit roten und blauen Blumen geschmückt sind, wieder nach dem fernen kleinen Hofe zurück: die junge schöne, in Tränen aufgelöste Patin mit dem lebendigen Kindchen, der lange, knochige Pate, der ungeschickt die kleine Leiche trägt, und einige Schritte hinter ihnen die Barthelemy, verzweifelt und gedemütigt, niedergedrückt durch Angst und Furcht, weil sie in ihren Armen den Tod getragen, der noch nicht von der Erbünde gereinigt war.

(Peregrinierter Uebersetzung von G. Görtner.)

Schule und Krieg.

Wie ist die Anklage gegen die Schule unserer Zeit verstummt, daß sie den Anschluß an das wirkliche Leben so schwer finde. Das gilt hinsichtlich des Stoffes, wenn etwa Stadtkinder von heute ein Weibsbild vorgeführt wird, dessen Elemente der Epoche handwerklicher und häuslicher Produktion entnommen sind oder wenn die höheren Schüler über all dem philosophischen Kram der Antike nicht zur Kultur der Gegenwart gelangen. Das gilt aber auch für die Methode: es fehlt noch immer in weitestem Maße die Anschauung an den kindlichen Interessenkreis und die Darbietung durch die unmittelbare Anschauung; man darf sich darüber durch schöne Zeitschriftenartikel und glückliche Griffe einzelner pädagogischer Pionier nicht hinwegtäuschen lassen.

Die Ausstellung „Schule und Krieg“ im „Institut für Erziehung und Unterricht“ (Notendamer Straße 120) gibt eine

recht gute Vorstellung davon, welche ein „dankbarer Stoff“ hier der Schule in den Schoß gefallen ist, und mit welcher ganz ungewöhnlichen Hingabe sie sich dessen bemächtigt hat. Zum Teil mag sich darin jener pädagogische Hunger nach einem Lebendigen — und zentralen — Stoffe ausdrücken, der unserer Schule so bitter nottut. Stellt man sich auf die rein formale Betrachtung ein, so kann man gewiß seine Freude an der Hingabe und Gewissenhaftigkeit haben, mit der die Schüler ihre oft selbst gewählten Arbeiten leisteten: ihre Zeichnungen von Schlachtenbildern zu Wasser, Land und Luft, von Kriegsgeräten, Karten und Plänen, ihre Sammlungen von Bildern, Berichten, Feldpostbriefen, Gedichten, ihre selbstgefertigten Flugfahrzeuge, Waffen und Liebesgaben. In dieser Hinsicht ist die Ausstellung ein Beweis für die natürliche Schöpferkraft und den angeborenen Tätigkeitstrieb des Kindes gegen die famose in der Praxis noch immer herrschende Anschauung, als wäre höchstens erst auf der Oberstufe die Selbsttätigkeit des Kindes ein, und als müsse die Erbünde der Trägheit durch die Einspannung ins Joch der Pflicht (ohne Neigung!) gebrochen werden.

Stieht man nur diese Seite der Ausstellung, dann wird man freilich nicht begreifen, wie Herr Professor Theobald Ziegler dazu kommt, von der Wand des Saalraumes der Ausstellung herab zu verkünden, daß es aus ist mit dem Jahrhundert des Kindes. So steht nämlich im 10. seiner sehr ansehnlichen, aber den Geist der Ausstellung trefflich widerspiegelnden „Gebote der Kriegspädagogik“. Der Herr Professor weiß eben genau, daß die Schule letzten Endes nicht aus pädagogischen Gründen — um des Kindes willen, sondern aus Gründen der Staatsraison in den Dienst des Krieges getreten ist. Nur daß die Welt des Krieges und des Kindes sich in ihrer beiderseitigen seelischen Primitivität glücklich berühren.

Durchweg zeigt daher die Ausstellung eine verblüffende Uebereinstimmung der kindlichen Auffassung vom Kriege mit der der Erwachsenen. Nur ist es ganz unmöglich zu scheitern, wo direkter Einfluß des Lehrers vorliegt. Wenn Herr Professor Ziegler predigt: „Du sollst jede Stunde zu einer deutschen machen“ — was übrigens schon vor dem Kriege das Ziel einer bestimmten Richtung war — und: „Jede allen Unterricht in Beziehung zu den Ereignissen des Tages und der Stunde“, so zeigt die Ausstellung auch dem Laien, in welchem Umfange heute nach diesem Rezept verfahren wird. Selbst die Texte der fremdsprachlichen Arbeiten werden den Kriegsbereinigungen entnommen. Wir finden eine „Sammlung kriegerischer Redenaufgaben“, die Chemie wird „zeitgemäß“ behandelt, von Deutsch, Erdkunde und Geschichte gar nicht zu reden. Hier verdient es festzustellen zu werden, daß Herr Professor Ziegler zum prinzipiellen Rückschritt bläst, wenn er dem Lehrer verkündet, er dürfe nun wieder „im Geschichtsunterricht viel von Schlachten reden“. Stieht man, was einzelne Schulen an Plänen und Karten und Tabellen zum Kriege, an praktischen Arbeiten aller Art geleistet haben, so fragt sich auch der Laie, wieviel Zeit da wohl für den vorgezeichneten Lehrstoff übrig bleibt, zumal wenn man berücksichtigt, daß die Kinder zum Gedächtnis und zu allerhand Selbstdiensten angehalten werden, in vielen Schulen täglich die Kriegstelegramme durchgenommen, Kriegstagebücher geführt, Liebesgaben abgegeben, eingelaufene Feldpostbriefe regelmäßig gelesen werden. Hier geben wir einmal Professor Ziegler recht, wenn er sagt: „Du sollst den Krieg nicht zum Amusement werden lassen für die Schulkinder.“ Wenn man weiß, daß die Nichterlebung des Benjamins zu den schwersten Sünden in den Augen der Schulbehörden zählte — in der Tat sind Lügen beim heutigen System sehr schwer nachzuholen — so fragt man, wie das auf einmal heute geht. Herr Professor Ziegler sagt ganz unbedenklich: „Nicht vorgezeichnet, von Schülern noch, wenn der vorgezeichnete Stoff vollständig zurechtgepredigt wird und Schülern „Globe“, dieser Schmus auf die bürgerliche Friedensarbeit, Bors für Vers zu zeitgemäßen Rede- und Stilübungen“ erhalten muß. Am besten aber hat mir doch jener Volksschullehrer gefallen, der den Stoffeifer von sich gibt: „Leider kommt ich den Text der Bibel nicht ändern.“

Man denke sich auch die große Verführung, dem mächtigen Rede- und Latendrang der Zeit, der auch in Lehrern und Oberlehrern lebendig ist, freien Lauf zu lassen und sich täglich als Straßegerate vor Kindern zu produzieren, die stets dankbar sind, wenn nur nicht das Benium „rauskommt“.

Das Resultat dieses engen Bundes zwischen Krieg und Schule ist unter diesen Umständen, daß auch hier (neben den Eindrücken des Hauses und der Straße) die Kriegsfärbte Gedanken- und Gefühlswelt durch alle Poren in das Kind eindringt. Dafür legt die Ausstellung in den Sammlungen von kindlichen Äußerungen zum Kriege herabes Zeugnis ab.

Besonders die Aufsätze verraten die Intensität, mit der die Schule auf die Kinder in diesem Sinne einwirkt. Da findet man nicht nur alle Fragen behandelt, die mit der Technik des Krieges zusammenhängen, was noch zu ertragen wäre, sondern auch Themen wie: „Die Lüge als Kriegswaffe“, „Die Ursachen des Weltkrieges“.

Dina.

Eine Erzählung aus Südwestafrika von Hans Grimm.

Sie nannte sich gar nicht Dina, aber dem Wachtmeister der Polizeitruppe, der sie fand und fragte, klang es ähnlich aus dem Raubermund heraus, und von seiner Schwägerin daheim in Holstein war er an den Namen gewöhnt. Er sagte also, sie heißt Dina, und schrieb es auch in seinen Rapport, da hieß sie Dina.

Es war in der Zeit als die Lüderichbichter ihre Diamanten fanden. Nicht die bequemen an der Bahnlinie, von denen Dernburg dem Reichstag erzählte, sondern die anderen in der südlichen Namibwüste, wo es um Dursttod und Hungertod ging, und Verirren und Qualen und übermenschliche Strapazen Selbstverständlichkeiten bildeten. Da die Glücksjäger Norddeutschen waren mit der niederländischen Ordentlichkeit im Leibe, schlugen sie sich trotz Geldhungers und Rot in dem verschlossenen Bildlande, von dem sogar die Engländer nichts hatten wissen wollen und weggelaufen waren, weder tot noch blutig, sondern machten die festesten Bande auf ruhige Weise und vertrauten im Zweifel auf die fernen Gerichte. Wie die Schürfpfähle standen und um die Anteilsscheine der Feeder gehandelt wurde und kein Zweifel mehr war, daß in den heißen Sand- und Felsenöden unschätzbare Reichtümer an der Oberfläche lagen, fandte der Gouverneur spärliche Polizeipatrouillen. Sie sollten die ganze große Namib durchsuchen nach allem, was zu den Schätzen nicht recht paßte und ihnen und den neuen Eigentümern etwa gefährlich werden könnte. Und die zehn oder zwölf oder fünfzehn Mann mit den gelben Gontentoltpolizeidienern ritten hinein von ihren verlassenen Ausgangsposten in die Höhe und den wühlenden Wind und den Sand und durchpflügten ihn tagelang und wochenlang in den verschiedensten Richtungen und entdeckten wenig und vor allem nicht die erwarteten Aufschauer. In den festesten Wasserlöchern, wo sich um ein halb-salziges und halb bitteres schwaches Roh Leben und Liebe und Kampf und Sterben von Mensch und Tier in den Wüsten der Welt stets abgepielt hat, fanden sie zwischen Knochenresten und Schafspuren allerdings festgetretene Menschenpfade, aber die Generationen von Zwergen, deren Füße sie festgelaufen hatten im Dreistand, schienen bis zum letzten Enkel verischunden. Nur der Wachtmeister, der Goltsteiner, der die Wüste von Lüderich-

bucht bis Witpütz und von Witpütz bis zum Oranje und von der Furt bis zum Buntveldschuh durchritten hatte und also am längsten draußen war, vielleicht nur, weil der ganz unerklärliche Zauber des toten Landes ihn schon gefangen hielt, meldete einen Menschenfund an.

Er war drei Tage von dem Posten an der Furt unterwegs mit dem Bambusen. Sein Pferd, des Gontentoltpatrouillier und das etwas schonende Handpferd hatten seit dreißig Stunden kein Wasser gehabt, und ein beßender Nordweststurm stand, Reiter und Tiere quälend, von Sonnenanfang an durch den Morgen und den lodernden Mittag der Patrouille entgegen. Der Wachtmeister hielt scharf auf den seit langem sichtbaren Buntveldschuhberg. Den Gontentoltpaten war in der Kindheit vom Großvater erzählt worden: „Am Buntveldschuhberg mitten im Sande ist Wasser in Menge, wenn einer in Not ist.“ Der Bambuse, so ausgetrocknet er schien, litt nicht gern diesen schmerzhaften Durst, darum vertraute er die alte Kunde dem Wachtmeister. Uebrigens hatte auch der Sergeant am Oranje erklärt: „Am Buntveldschuh ist sicher Wasser.“

Als es dämmerte wurde, trieb der Wachtmeister rückwärtsprechend zur Eile an.

„Willem, wach auf. Die Nacht wird dunkel. Wir finden uns nicht hin, und die Güte machen schon jetzt schlapp.“

Willem schlief wirklich vor Durst und Anstrengung und Faulheit. Warum soll ein Gontentott nicht schlafen, wenn die weißen Leute sich doch alle Mühe machen? Aber er schlief leise wie ein Gase und antwortete gleich aus dem Schlaf heraus: „Zu Befehl, Wachtmeister.“ Wenn Willem „Zu Befehl, Wachtmeister“ sagte, setzte sich Willem's Maultier, das sonst die Kräfte sparte wie der Reiter, von selbst in schnelleren Gang. Von der eigenen Stimme und vom leichten Trabe wurde Willem dollends wach. Er gähnte und zog die Augenbrauen in die Höhe und stierte und sah vor sich hin und wurde straffer und trachte stärker an.

„Wachtmeister!“

Es klang nicht laut. Der Goltsteiner hatte den Anruf nicht nötig. Willem kam links heran.

„Wachtmeister, siehst Du? Die Spur!“

Der Goltsteiner sprang vom Pferde. Willem rutschte vom Maultier. Die schwache Spur lief neben ihrem Fußschlag, so weit man zurücksehen konnte, sie lief von ihnen fort und auf den Buntveldschuh zu, so weit man durch den Sandnebel vor-

„Es ist ein Buschmann“, sagte Willem. „Es ist vielleicht eine Frau. Es ist eine Frau. Es sind zwei. Es ist eine Frau und vielleicht eine andere Frau, oder — oder ein Jungferl, der schlapp gemacht hat.“

Der Goltsteiner nickte: „Ja, es ist wohl 'ne Frau und 'n Jung. Und bei dem Winde kann es so lange nicht gewesen sein. Aber was ist mit ihnen?“

„Wasser“, antwortete Willem. „Sie wollen Wasser holen am Wasserloch.“

Nach zwei Stunden, als sie schon unter dem Buntveldschuh herritten, dort, wo die merkwürdigen Erdkugeln aus den Gängen herausrollen, fing Willem's Maultier zu schreien an, und die zwei Pferde stellten die Ohren hoch. Ob es das nahe Wasser oder die Nähe von Menschen war, wußten der weiße und braune Reiter nicht. Sie erblickten aber bald die beiden, deren Fährte sie folgten, und waren dann gleich heran. Das Weib und der Junge konnten nicht fliehen. Wohin hätten sie fliehen sollen? Sie zeigten auch keine besondere Furcht. Das Weib war eine junge Person und schien ganz ordentlich gewachsen nach ihrer Art. Der Junge hatte einen Höcker und tot etwas scheu. Insofern beide Kleidungsstücke trugen, waren es Felsen europäischer Herkunft.

Der Wachtmeister fragte auf deutsch: „Ge, wer seid Ihr? Woher seid Ihr? Wohin geht Ihr?“ Da antworteten sie gar nicht. Das Mädchen lachte dem Wachtmeister ins Gesicht. Der Wachtmeister sagte: „Willem, jetzt frage Du, wer sie sind.“

Willem redete dies und das in der Sprache seines Volkes, in irgend etwas, das ein Buschmannsdialekt sein mochte und klang, als wenn ein Anabe lebendige Käfer und Grillen und Wespen zusammen in ein Gemischel gepfercht hat, in höchst unklar und klüßelnd und kapholländisch und hauptsächlich in seiner persönlichen Sprache, die sich aus all diesen Elementen zusammensetzte. Aber es kam nicht viel heraus.

„Sie haben keine Werte (Siebelamgskelle)“, teilte Willem mit. „Der Jungferl ist ihr Bruder. Sie sagen, sie haben keinen Vater und keine Mutter. Sie wollen an das Wasserloch. Sie sind durstig.“

„Sie sollen uns jetzt führen“, befahl der Goltsteiner.

„Wo sind sie zu Hause?“

„Sie wohnen am Wasserloch“, antwortete Willem.

„Du mußt sie fragen! Du kannst sie auch fragen, ob noch andere Leute am Wasserloch wohnen.“

„Wir kämpfen um das Höchste“ (nämlich laut Disposition um Existenz, Freiheit, Deutschum und Religion). Warum hatten wir England? Auf welcher Grundlage soll Friede geschlossen werden, wenn Deutschland und Österreich in diesem Kriege siegen? (11)

Die Ausstellung ist weit davon entfernt, nach psychologischen oder methodischen Gesichtspunkten den Stoff zu ordnen; doch wird sie dem kritischen Besucher die Augen darüber öffnen, wohin die Schule wehrt. Die Ausstellung der Jugendkompanien zeigt, wie planvoll man bestrebt ist, körperlich und technisch die Jungen zu Soldaten heranzubilden, und wie werden gewiß bald den Versuch erleben, diese Art der Ausbildung für die gesamte deutsche Jugend obligatorisch zu machen. Der übrige Unterricht liefert die geistige Uniform. Auf diesem in den letzten Jahren eingeschlagenen Wege hat der Krieg die Schule ein gut Stück vorangetrieben. Unsere Arbeit wird daher nach dem Kriege wahrlich auch hier keine leichte sein.

F. E.

Aus dem Leben Franz Defreggers.

Defregger, der am 30. April von der Höhe seiner 80 Jahre auf ein reiches Leben zurückblickt, hat selbst in einer liebevollen kleinen Diktatur sein beschriebenes Geburtshaus in den Tiroler Bergen gemalt und damit auf die starken Wurzeln seiner Kraft hingewiesen. Lange Jahre seiner Kindheit und Jugend ist er dort oben im Elternhause, dem Ederhofe, in dem zu der Gemeinde Dölsach gehörenden Stronach, geblieben, und hier hat sich sein Wesen soweit gefestigt, daß es sich auch anderen Einflüssen gegenüber durchsetzte und ihm gerade dadurch den Weg zur Höhe eröffnete. Dem Sohn des alten Bauerngeschlechtes ist der Lebenslauf vorgezeichnet, wie seine Vorfahren, so sollte auch er das väterliche Erbe bewirtschaften. Aber in dem kleinen Franz regten sich früh seltsame Kräfte, die seine Umgebung in Verwunderung setzten. Ein Formtrieb lebte in ihm, der seine Finger sich an allen möglichen Stoffen versuchen ließ, der Figuren und Tiere aus dem Teig, aus der die Krapfen gebacken wurden, schuf und der aus Mäusen und Kartoffeln wunderliche Umrisse schnitzte. Mit der Schere schnitt der Knabe ganz ausgezeichnete Figuren aus Papier aus, und als er gar in dem entlegenen Dorfe in den Besitz eines Bleistifts kam, konnte er sich nicht genug tun, zu seinen Figuren nun auch Gesichter zu zeichnen. Fehlte ihm einmal der Bleistift, so mußte ihm Kreide als Malgerät und Tische, Wände und Gestein als Malfläche dienen. Jedermann im Dorfe staunte über seine Kunst, und der Vater war stolz auf das Talent seines Bubens. Einmal legte der Vatersohn, als der er im Dienste seines Vaters tätig war, eine etwas gefährliche Probe von seinem Zeichentalent ab. Der Vater fragte ihn, ob er einen Hühneraugenbrenner zeichnen könne, und dem jungen Künstler gelang es so gut, daß alle staunten und einige Freunde des Vaters eine Weile abgelenkt, ob man mit dem Schein jemand hineinlegen könnte. Der Versuch gelang, alle Welt sprach von dem Defreggerknaben, der Geld machen konnte, und — das Amt mißte sich hinein und zog den Jungen wegen der Fälschung zur Verantwortung. Dem Vater Defregger, der selbst Gemeindevorsteher war, gelang es natürlich leicht, seinen Sohn von dem Verdacht zu reinigen. Dem Franz war seine Kunst für einige Zeit damit jedoch verleidet, er mußte zudem als Knecht hart auf dem Hofe seines Vaters arbeiten, er wird stumpf und müde in der Kreuzzug des Alltags und vergißt ganz seine Begabung. Da stirbt der Vater, und er wird Herr des ansehnlichen Besitzes, aber er fühlt sich nicht wohl in seiner engen Umgebung, er ist den geriebenen Händen auch nicht gewachsen und wird überfordert, und so beschließt er, als sein Anwesen zurückgeht, verbrüht die Heimat zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Schließlich bleibt er doch, und nun überkommt ihn plötzlich wie eine Eingebung die Erinnerung an die Freunde, die ihm seine Zeichnung in Kindheitstagen bereitet, und schnell ist der Entschluß gefaßt: er will Bildhauer werden.

Er ist 24 Jahre alt, als er den Hof der Väter verläßt und nach Innsbruck zum Bildhauer Stolz wandert. Als der kräftige junge Krieger bei Professor Stolz eintritt, glaubt dieser zunächst einen Mäntelgelehrten vor sich zu haben. Aber der junge Mensch bringt seine Wünsche und Absichten so entschieden vor, daß der Künstler bald merkt, eine ungewöhnliche Natur vor sich zu haben, und es mit ihm versuchen will. In Defregger aber ringt sich bald die Ueberzeugung durch, daß er zum Maler geboren sei, und Stolz führt ihn schließlich in München zu, der ihn zunächst zum Leiter der Kunstgewerbeschule schickt, von der er nach einem Jahr in die Akademie übergeht. Ein Studienaufenthalt in Paris hinterläßt keine tiefen Spuren in seinem Werke; dagegen wird eine Reise in sein tirolisches Geburtsdorf von entscheidender Bedeutung für ihn. Einen ganzen Sommer hindurch malt er nach der Natur, macht Studien nach seinen Verwandten und Bekannten und legt damit den Grund zu der künstlerischen Eroberung seiner Heimat, die seine Lebensaufgabe geworden ist und durch die er seinen Welt Ruf gewonnen hat. Die Reihe der Bilder aus dem Tiroler Leben und aus der Geschichte seiner Heimat, deren erstes er schon

„Ich habe sie gefragt. Sie wohnen am Wasserloch, und es wohnen keine anderen Leute am Wasserloch.“

„Und wie sie heißen?“

„Sie wissen nicht,“ sagte Willem. Da fragte der Wachtmeister die beiden in dem Kauderwelsch, das ihm das richtige schien für solche Fälle, und das er sich aus dem heimischen Blatt und dem geläufigeren Teile von Willems Privatprache zusammengesetzt hatte. Nach einer Weile erklärte er: „Sie heißt Dina, und der Junge heißt Max.“

Während er sprach, deutete das Mädchen auf die eigene Brust und nickte und lachte: „Dina“, und dann wies sie auf den Bruder und rief: „Max“ und lachte wieder.

Der Holschneider war ein wenig stolz auf diesen Erfolg und meinte, es müsse sich doch mehr ergründen lassen.

„Frage Du sie, wer ihr Kapitän (Hauptling) ist,“ verlangte er.

Es schien ihm eine kluge Frage. Willem begann das Verhör von neuem und brauchte noch länger als das erstemal, auch er hielt wohl die Frage geeignet, Licht zu schaffen. Endlich sagte er:

„Sie haben keinen richtigen Kapitän, sie müssen niemand bezahlen, sie müssen für niemand arbeiten, niemand schlägt sie. Sie glauben aber, Brussian Frank sei ihr Kapitän, denn Brussian Frank sei der Kapitän von allem hier herum.“

Willem beschrieb mit dem Zeigefinger einen Kreis, genau so hatte das Mädchen kurz vorher einen Kreis durch die Luft gezogen.

Der Wachtmeister kannte den Namen wohl. Der alte Arbeiter auf den einsamen englischen Guanoinfeln draußen in der Brandung, der vor zwei Menschenaltern aus Königsberg gekommen war und Franz geheißt hatte, wurde von den Weißen und Farbigen an der Küste so genannt.

„Brussian Frank? Rein, das ist Euer Kapitän nicht. Das sage ihnen jetzt ordentlich, Willem. Brussian Frank hat hier nirgends was zu suchen. Brussian Frank. Na so was! Der größte Kapitän ist der Kaiser in Deutschland. Dann kommt der Gouverneur in Bismarck. Und dann der Bezirksamtmann in Lüderitzbucht. Und hier — na, hier bin ich jetzt Paas.“

Das Mädchen verstand den Eifrigen irgendwie, denn bevor Willem seine Dolmetscherkünste in dieser verwickelten Angelegenheit versuchte, zeigte sie nochmals auf sich und wiederholte: „Dina“, und dann deutete sie auf den Holschneider und sagte dreimal: „Paas (Herr), Paas, Paas,“ und nickte, als gäbe sie gern eine ihr abverlangte Zustimmung.

(Fortf. folgt.)

von seinem ersten Aufenthalt 1864 nach München zurückbrachte, ist allgemein bekannt.

Defregger hat selbst einmal sehr interessant über die künstlerischen Absichten, die er mit den Bildern verfolgt und die ihn über das Einzelerlebnis und Zufälle hinaus zum Allgemeinen und Typischen des Lebens drängen, einem Besucher seines Ateliers gegenüber ausgesprochen, als er gefragt wurde, ob zum Beispiel dem bekannten „Salontiroler“ ein bestimmtes Erlebnis zugrunde liege. „Figuren wie jener Salontiroler,“ sagte der Künstler, „begegnen einem in den Bergen, aber nicht eine, sondern hunderte. Ihr Typus hat sich auch mir aufgedrängt. Aber mehr noch als diese Figur regten mich die Fingigkeit und der Scharfsinn der Tiroler Landsleute an, womit sie sofort den Fing aus der Anzahl der Touristen herausfinden. Auf jenem Wille habe ich gerade dies zum Ausdruck bringen wollen. Als ich den „Umlauber“ malte, schwebte mir ebenso wenig eine bestimmte Szene vor, die ich erlebt hätte, wohl aber begegnete mir Typen derselben; man sieht den erwachsenen Sohn aus der Garnison kommend in die Familie eintreten und sich auf die schlichte Holzbank setzen, wo sich Eltern und Geschwister um ihn versammeln und mit treuerzöglicher Gläubigkeit seinen wahrhaftigen Erzählungen lauschen. Wehmütig ist's mit dem Wille hier auf der Stoffeile. Der junge Krieger erzählt im Wirtshaus den Bauern seine Erlebnisse schmachlos und wahr. Anders aber ist der Ausdruck hier im Wirtshaus und anders dort in der Familie.“ In solchen Bildern hat Defregger die Eindrücke, die er taufendfältig in seiner Heimat erfahren und empfunden hat, in seiner schlichten, gemütvollen Art wiedergegeben und damit sich und seiner Kunst viele Freunde geschaffen.

Fahrendes Volk aus fremden Zonen.

Es ist ein armeliges Brot, sich in diesen Kriegzeiten als „fahrendes Volk“ durchs Leben zu schlagen, und doppelt schwer für die Kinder heiserer Sonne, über deren Wiege das Kreuz des Südens stand und die nun manch sonderbare Schicksale in den deutschen Krieg verstrichen haben. Früher war der dunkelhäutige Handelsmann aus dem Dualalande oder sonst einem Konnerner Küstenstrich, der mit freundlichem Lächeln auf den Allerweltsnamen der schwarzen Seelen „Jumbo“ hörte und „Kerndüsse“ in „Kinn“ oder „Zehnfüßigen“ selbst, eine typische Erscheinung in den Berliner Mittelstandskneipen und Nachtcafés; heute hat ihn die Neuorientierung des hauptstädtischen Nachtlebens infolge des Einflusses der Restaurants oftmals arbeitslos, jedenfalls selten gemacht. Wo eigentlich die verschwindenden Schwarzen inzwischen geblieben sind, ließ sich bisher nicht recht ermitteln — einige hat, wie festgesetzt werden konnte, die alles nivellierende Welt der Dadaistenanalyse in ihren Pantomime gezogen, andere fanden als Hausdiener oder Portiers gewisser Cafés ein Unterkommen, andere wieder sind in der Fremde verdrorben, gestorben. Wenige nur waren so glücklich, sich völlig in die soziale Welt der großen Stadt einzugliedern: der Neger wie der Polak ist nach Joh. v. Jensen ein beinahe idealer Chausseur, weil er noch unverbraucht eiserne Kerben hat, und unter den Angestellten der Berliner Hoch- und Untergrundbahn befindet sich denn auch ein schwarzer Fahrer erster Klasse, der seinen Dienst so gut wie jeder weiße Kollege verrichtet. Mit erschreckender Schnelligkeit vollendet sich in den Tagen des Krieges mit ihrer wirtschaftlichen Not die Tragödie des Negers in der Fremde. Als „Voh“ — dieser Ausdruck des Kolonialenglisch wird wohl den Krieg überbauern — eines weißen „Bana“ (Herrn) Kuriositäts halber nach Deutschland mitgenommen, oder als „Sensation“ für wandernde Artistengruppen, oft auf dem Umweg über Amerika, bezogen (wobei er der Rolle als „Feuerlöcher“ oder „wilder Mann aus dem Kammibalenlande“ bald überdrüssig wird), gelegentlich verhätselt von allerhand Damen und Dämonen, bricht bei ihnen in der großen Stadt schnell die Grobmännlichkeit durch, die einmal für seine Rasse typisch ist. Er kleidet sich nach der neuesten Mode, spielt den erotischen Schwärmer in der Friedrichstraße, gibt sein bißchen Geld mit vollen Händen aus — bis eines Tages die Kavalierehrlichkeit ihr jähres Ende hat und „König Aquas Rette“ aufrieben ist, als armer, gehänselter „Jumbo“ seine Grubnisse zu verlassen und ein Glas Bier spendiert zu bekommen. Die Not der Kriegszeit legt auch diesen kümmerlichen Verdienst bald lahm und vollendet rasch den Abstieg in die Bagabundenwelt der Hoffnungslosen, deren Ende das Aghl, das Gefängnis, die Ausweisung, Verkommen und Verderben ist. . . .

Glücklicher als ihre schwarzen Kollegen sind die unermüdlichen gelbgesichtigen Hausierer aus dem Reiche der Mitte, die heute wie früher mit ihrem kleinen Musterlocher von Geschäft zu Geschäft trotten. Jüngst flatterte eine englische Zeitungssente durch die Welt, daß vierhundert Chinesen Deutschland auf dem Wege über die Niederlande verlassen wollten; die chinesische Gesandtschaft in Berlin aber erklärte, es befänden sich außer etwa vierzig Studenten nur an hundert Hausierer hier, und diese zumeist in Berlin, ohne einen Grund zur Heimkehr zu haben. Diese folglosen offiziellen Statistik wird wohl stimmen; leider besagt sie nichts über die wirtschaftlichen Erfolge der Handelsjäger aus dem fernen Osten. Jedenfalls scheinen auch sie schon die betrübende Erfahrung gemacht zu haben, daß das Berliner Plaster recht teuer ist, zumal in der Kriegszeit, wo kein Mensch für Rephrisbuddhas und Zauberdolche, „edles“ Alchinasporzellan, chinesische Wunderpiegel, Insektenläge aus zierlichem Bambusgeflecht und was sonst das Agherchen an Kuriositäten birgt, Geld übrig hat — der abgetragene Anzug und die müde Resignation des Aufstreters reden eine zu deutliche Sprache. Sie schlagen sich schlecht und recht durch, so gut es eben geht, und vor dem Versinken bewahrt sie der Rückhalt an den großen Handelshäusern in der fernen Heimat, die sie ausgesandt haben, und zuletzt die Fürsorge der chinesischen Gesandtschaft; aber auch sie werden die deutschen Kriegstage nie vergessen.

Kleines Feuilleton.

Die deutsche Bevölkerungszahl in der Zukunft.

Wie aus dem eben erschienenen Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Hygiene hervorgeht, glaubte Steinmann Bunderer bei der Vergleichung der deutschen mit der französischen Bevölkerungszahl keinen Grund zu irgendwelchem Optimismus zu haben. Wir sind im Jahre 1910 mit der Geburtsziffer gerade da angekommen, wo Frankreich bereits 1890 angelangt war, nämlich bei der Ziffer von etwa 30 Geburten auf 1000 Einwohner. Die gleichen Ursachen, die im Verlauf der deutschen Kurve eine so große Unruhe geschaffen haben, haben in der französischen Linie sehr viel kleinere Wirkungen gehabt, so in den Jahren 1848, 1855 und 1871. Der Grund für die größere Gleichmäßigkeit in Frankreich ist einmal die daselbst schon lange herrschende wirtschaftliche Sättigung, der durchschnittliche Wohlstand, dann das Gesetz, daß je tiefer die Geburtenlinie herunterfällt, um so mehr die Wirkung auf sie an Intensität abnimmt. Für Deutschland ergibt sich daraus der zwingende Schluß, daß seine Geburtenlinie nicht in wenigen Jahren auf 25 oder gar auf 20 fallen kann. Wenn Frankreich 80 Jahre gebraucht hat, um von 30 auf 20 herabzusinken, so gehen wir schon sehr weit, wenn wir für Deutschland diese Zeit auf die Hälfte kürzen und annehmen, daß wir um die Mitte des Jahrhunderts auf 20 angelangt sein könnten. Die sinkende Tendenz der Geburtenlinie begegnet nämlich auf ihrem Wege Hindernissen, die immer wirksamer werden, je mehr sich die Bevölkerung dem Nullpunkt nähert. Was auf Frankreichs Bevölkerungsanzahl besonders einwirkt, das liegt in dem Umstande, daß das Sinken der Geburtenziffer früher einsetzte wie die Abnahme der Sterbeziffer. Im Gegensatz zu Frankreich erstreute sich Deutschland zu der Zeit, als die Geburtenziffer noch im Steigen begriffen war, bereits einer rasch abnehmenden Sterblichkeit, und die Sterbeziffer sank dann rascher als die Geburtenziffer, so daß die Ueberzifferkurve sich dauernd nach oben bewegte. Wir dürfen annehmen, daß die Sterblichkeitskurve noch weiter fallen wird, und daß, wenn die

Geburtenziffer bei 20 auf 1000 Einwohner angelangt ist, die Sterblichkeitsziffer vielleicht auf 12 herabgesunken sein wird. Wenn dies um die Mitte des Jahrhunderts eingetreten sein wird, kann werden wir zu einer Bevölkerung von annähernd 100 Millionen gelangt sein, und damit können wir ganz zufrieden sein.

Freilichtparlamente.

Karl Eugen Schmidt, der treffliche Sittensbildner des Pariser Lebens, ist durch den Krieg nach den Vereinigten Staaten vertrieben worden und übt seine Beobachtungsgabe jetzt in New York aus. In seinen Kriegsbildern, die er in der „Frankf. Ztg.“ veröffentlicht, gibt er folgendes Bild von der Straße:

Seit dem Beginn des Krieges versammeln sich vor den Gebäuden der großen New-Yorker Tagesblätter Volksparlamente, in welchen jeder das Wort ergreifen darf, der sich Witz und Beredsamkeit genug zutraut, um aller Einwendungen Herr zu werden. In den Stunden des späten Nachmittags, wo die Angestellten und Arbeiter der City den Ort ihrer Tätigkeit verlassen, fallen sich am Times Square und an der Ecke von Park Row und Spruce Street, wo ein Dutzend verschiedener Zeitungen gedruckt werden, gleich zehn oder fünfzehn Menschenhaufen zusammen. In jedem Haufen stehen zwei Gegner so nahe aneinander, daß ihre Nasenspitzen sich beinahe berühren, und reden aufeinander ein, während der an sie gerichtete Menschenring ihre Worte mit spöttischen, beifälligen, widersprechenden oder zustimmenden Zwischenrufen begleitet. Wer aus der in englischer Sprache erscheinenden New-Yorker Presse entnommen hat, daß die öffentliche Meinung für England und gegen Deutschland ist, der erlebt in diesen Straßenparlamenten kein blaues Wunder.

Hier hat auch England seine Freunde, sonst könnte es ja gar nicht zu einem ordentlichen Parlamente kommen, als welches es unbedingt zwei Parteien braucht; aber wenn man ein paar Tage nacheinander diese Debatten an den Strahlenden verfolgt hat, darf man nicht mehr bezweifeln, daß die New-Yorker Straße für uns und gegen England ist. Bei einem Nachdenken wird einem auch der Grund des Zwiespaltes zwischen Presse und Straße klar. Die englische Presse New Yorks wird zum großen Teile von Leuten geschrieben und redigiert, die in England geboren sind oder doch diesem Lande entstammen. Das allein würde schon genügen, um die Engländer dieser Zeitungen zu erklären. Den Anglo-Amerikanern ist die Sache eigentlich einerlei, und wenn die Redakteure mehr zur deutschen Seite neigten als zur englischen, würden die Zeitungsleiter sich das ohne Widerspruch gefallen lassen. Das Publikum auf der Straße aber ist nicht das Publikum der englischen Presse von New York. Zu ihm gehört auch das Publikum der deutschen Presse, deren Organe zusammen sicherlich mehr als eine Viertelmillion Exemplare täglich abgeben, und die so energisch und entschieden für Deutschland sind, wie nur irgendein im alten Vaterlande erscheinendes Blatt; zu ihm gehören die weit über eine Million zählenden russischen und polnischen Juden, die zwar zwischen England und Deutschland nicht viel Unterschied machen, die aber höchst unzweideutig gegen Rußland sind; zu ihnen gehören die Irländer, die gerade im wüthigen Wortgefecht ihren Mann stellen, und die nicht weniger entschieden gegen England als die Juden gegen Rußland sind. Alle diese Freunde Deutschlands oder Gegner eines seiner Feinde sind nun bei weitem zahlreicher auf der New-Yorker Straße als die Freunde der Engländer, und so kommt es, daß vor den Zeitungsgebäuden jeder von den Redaktionen triumphierend gemeldete englische, russische oder französische Sieg alsbald abgelehnt und mit Spott und Hohn abgetan wird.

Mit einiger Genugtuung kann man bei diesen Debatten bemerken, daß die New-Yorker Deutschen den Redekampf nicht scheuen, obgleich sie ihn in einer fremden Sprache führen müssen, und daß ihre Gegner trotz des sprachlichen Vorteils ihnen nichts anhaben können, so geschickt wissen sie mit englisch oder vielmehr amerikanischem Slang umzugehen, so geläufig ist ihnen die englische Version der durch Götze von Berlichingen und Goethe sozusagen druckfähig gewordenen höflichen Einladung zu näherer Bekanntschaft.

Wie man sich vor Läuse schützt.

Wie man sich vor Läuse schützt und nicht sich erst von ihnen befreit, gab Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Engel in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ an. Das Mittel ist präzipitiertes Schwefel, auch als Schwefelmilch (nicht flüssig) bekannt und ist nicht mit der anderen, belächelten Form des Schwefels, den Schwefelblumen, zu verwechseln. Der präzipitierte Schwefel ist ein amorphes Pulver, während Schwefelblumen aus feinen oder auch feinsten Kristallen bestehen. Da mit dem Mittel die Unterleider imprägniert werden sollen, so ist dieser Unterschied sehr zu beachten, denn die feinstkristallinen Schwefelblumen rufen auf der Haut ein Jucken hervor. Es ist wesentlich das Unterzeug und nicht der Körper einzureiben, denn der Sitz der Läuseverläufe sind eben die Kleider. Wie wichtig die Bedeutung des Körpers mit der Kleidung für die Läuseverläufe ist, geht aus einer Mitteilung des Prof. Platonoff hervor, der darauf aufmerksam macht, daß auf Schlafenklischen die nackten Körper nicht an Flecktyphus erkranken, obgleich sie unter anderen Krankheiten sehr zu leiden hatten. Wesentlich für den Schutz ist die gleichmäßige Verteilung des Schwefels, weshalb ein Verwischen der ganzen Innenfläche der Hemden mit einem Mullbeutelchen, das den Schwefel enthält, sehr empfohlen wird. Nachher wird der verteilte Schwefel mit einer Bürste eingestrichen. Der Schutz soll mindestens 14 Tage dauern, doch ist ausdrücklich noch auf eine Imprägnierung der Hals- und Leibbinde zu sehen. Am besten wäre es, wenn das Verfahren schon von den ausrückenden Truppen (auch für die Reservierenden) geübt würde.

Die Strahlungsenergie der Sterne.

B. B. Coblentz hat an 110 verschiedenen Fixsternen und Planeten interessante photometrische (lichtmessende) Arbeiten durchgeführt. Die Arbeiten sind, wie die Fachzeitschrift „Licht und Lampe“ schreibt, darum bemerkenswert, weil es sich nicht nur um einfache Lichtmessungen, sondern um die Feststellung der von den Sternen auf einen Quadratcentimeter Erdoberfläche angefallenen Energie in absolutem Maße und weiter um die genaue Durchmessung des betreffenden Sternspektrums in allen Teilen handelt. Besonders interessant sind die Vergleiche zwischen der Energie, die die Sterne und ausstrahlen, mit anderen Energiemengen, beispielsweise mit der Sonnenenergie. Die Energie, die die Sonne auf jeden Quadratcentimeter der Erdoberfläche ausstrahlt, genügt, um in einer Minute ein Gramm Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen, also um eine Grammcalorie. Dagegen müßte beispielsweise der Polarstern dieselbe Fläche eine Million Jahre bestrahlen, um einen Kubikcentimeter Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen, vorausgesetzt natürlich, daß es möglich wäre, die von ihm hergestrahlte Energie diese Million Jahre hindurch zusammenzufassen und vor der Zerstreuung zu schützen. Die gesamte Strahlung des ganzen gestirnten Himmels auf einen Quadratcentimeter Oberfläche läßt sich dagegen so einschätzen, daß sie in 100 bis 200 Jahren eine Grammcalorie liefern würde. Berücksichtigt man, daß das Jahr rund eine halbe Million Minuten hat, so ist also die Strahlung des gesamten gestirnten Himmels etwa 50 bis 100 Millionen mal so gering als die der Sonne.

Notizen.

— Vorträge. Die Deutsche Gartenbau-Gesellschaft hält am Donnerstag, den 29. April, abends 6 Uhr, im großen Hörsaal der Agl. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, Invalidenstr. 42, ihre 1040. Monatsversammlung ab. Herr Andreas Voh wird über das Thema sprechen: „Können uns die bisherigen Ergebnisse des öffentlichen Wetterdienstes befriedigen?“ — Vorschläge, die große Bedeutung des Wetterdienstes für die Praxis zu erhöhen.

— Theaterchronik. Das Gebrüder-Sternfeld-Theater bringt am Sonnabend, den 1. Mai, die Erstaufführung zweier Novitäten: „Der Gedankenleser“, Komödie von Anton und Donat Sternfeld, und „Das einzige Mittel“ von Herr und Marijke.